

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

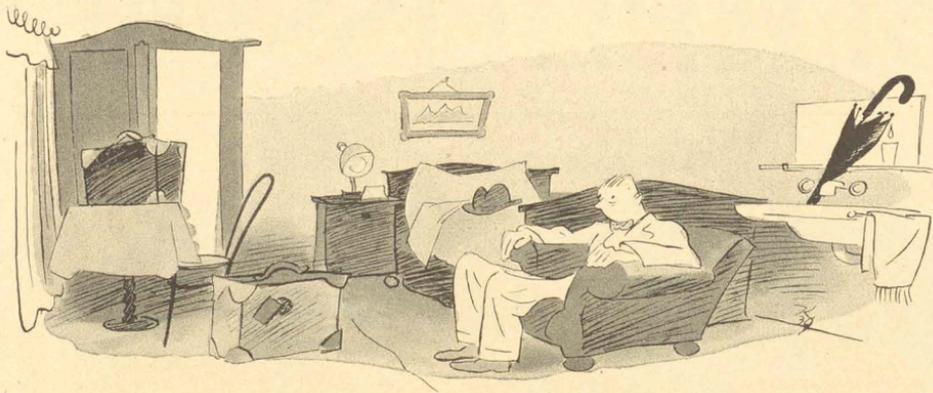
Tag der Deutschen Kunst

(Erich Schilling)



Ankunft in der Sommerwohnung

(R. Kriasch)



„Na, das wird schließlich auch vorübergehen.“

RETTICHKUNDE

Von Walter Foltzick

Die Japaner haben ihre Teezeremonie, bei der es nach feststehenden, altüberbrachten Gesetzen zugeht, bei der jeder Griff und jede Handlung vorgeschrieben ist und das Teetrinken nur das letzte Glied einer Reihe von Gebräuchen ist. Ich sage das als Einleitung zu einer kleinen Rettichkunde, denn was für den Japaner die Teezeremonie, ist für den Bayern die Rettichzeremonie. Verachtet mir den Rettich nicht! Von einer höheren Warte gesehen sind Tee und Rettich gleich.

Da denken Sie vielleicht, man kauft sich einen Rettich, zerklüftet ihn irgendwie, salzt ihn und ißt ihn. Oh, wie barbarisch! Die erste Frage lautet schon: Wer kauft den Rettich? Dann ein eheimes Gesetz besagt: Der Vater kauft den Rettich, nicht etwa ein Familienmitglied. Einkauf von Rettichen ist Vertrauenssache, und nur dem Leiter der Familie wird dieses Vertrauen geschenkt. Der prüft den Rettich, wiegt ihn in der Hand, woß von seinen inneren Geheimnissen, ob er würmig oder pelzig ist.

Dann das Rettichschneiden! Was für ein banales Wort für einen so problematischen Vorgang. Es gibt nämlich verschiedene Schulen der Rettichkultur, die Horizontalen und die Vertikalen. Jene schneiden den Rettich quer zur Längsachse, diese parallel zu ihr. Wer das für gleichgültig hält, ist in das Rettichwesen überhaupt noch nicht eingedrungen. Durch die Verschiedenheit der Schnittrichtung unterscheiden sich Familien. Hier klaffen Abgründe. Volle Übereinstimmung dürfte sich zwischen den beiden Richtungen je zu Ruhe kommen wird?

Ich weiß, daß die Gegner wie ein Mann aufstehen werden, wenn ich sage, daß der Schnitt parallel zur Rettichachse für den älteren, ursprünglichen gehalten wird. Man verteilt dabei vorsichtig die Salzkörner zwischen den Schelben, die am Grunde noch zusammengehalten werden, denn ein hemmungslos durchgeschnittenes gilt als still. Indem man in den Rettichschelben wie in einem Poesiealbum blättert, strömt einem der Duft bayerischer Sommer und Sommerkeller entgegen. Es gehört schon zur höheren Rettichkunde, wenn

man den Unterschied in der Schnittführung von der Wurzel zur Blätterkrone und umgekehrt beachtet, und wir dürften hier an den Punkt gekommen sein, wo die Rettichzeremonie ins Übersinnliche hineinragt.

Um einen Begriff von der Feinheit der Rettichkultur zu geben, möchte ich noch die Behandlung der Kappe erwähnen, die als erste Scheibe beim Vertikalschnitt entsteht. Sie hat die Form einer flachen Kalotte und ruht in der Außenschale. Aus dieser darf sie nur durch einen Druck des Daumennagels gehoben werden. Wer hier etwa von Anwendung eines Teelöffels spräche, verfiere der Verachtung.

Nun werden Sie fragen: „Was ist's mit jenen Rettichschneidemaschinen, bei denen eine Art spiralförmiger Christbaumschmuck oder Festdekoration aus der schmackhaften Wurzel geschnitten wird?“ Ich muß schweigen, denn der Altrettichesser würdigt den motorisierten Rettich kein Blickes.

Vggdrasil / Von Harry Frommelt

„Wenn dir das Los des Sterbens fiel vom Weltenbaume Vggdrasil ...“

Der Abend sinkt und scheucht mich ins Gelaß

der grauen Schenke unterm Eschenbaum.

Der rauschte schon in meinen Knabenraum.

Der rauschte heut wie einst den stillen Raum.

Im Keller dröhnt das Faß.

Ich bin allein im dämmerigen Gemach.

Man bringt den Trank und hütet meine Ruh.

Ich sage zu dem mächtigen Stamme du

und nicke seinem hohen Wipfel zu

als stüh' ich ihn durchs Dach.

Ob nicht bis an das Mond- und Sternentor

die Esche, die jahrtausendhafte, reicht?

Wie sie dem alten Weltenbaume gleicht,

wie sie gewaltig, dennoch wolkenleicht

hinausgreift und empor!

Da kommt ein später Gast im Abendrot. —

Die Schwelle knarrt, die Pforte schließt sich schwer.

Geruhig trink' ich meinen Becher leer.

— Besinnt Euch nicht, Gevatter, setzt Euch her!

Ich weiß, Ihr seid der Tod.

GOTT VATER

Von Heinz Steguweit

Verzeiht den Kindern, den schuldlosen, auch wenn sie mit zerissenen Böden heimkommen aus dem Wald; sie haben Räuber gespielt und mehr gesunde Luft getrunken, als ein Hosenknick aufzuwiegen vermag.

Ehret die Kinder, die trotzigen, obwohl sie zuweilen die Hand wider große Leute erheben: Die Kleinen kennen die verfluchte Weisheit noch nicht, daß der Klügere nachgeben soll.

Liebet die Kinder, die ewigen, Gott spielt mit ihnen, wenn sie träumen, und er lächelt am gültigsten dann, wenn sie zum erstenmal sein eignes Rätsel, sein höchstes Geheimnis plappernd zu erröndigen suchen.

So — oder ähnlich — traf Mama die Lage im Kinderzimmer an, abends, die Lampe glomm, Kurt lag in den Daunen. Der Vollmond, rund wie ein Kürbis, quetschte am Fenster die Nase platt, in der Straße schwatzten noch Leute, fern bimmelte die Feuerwahr.

„Liebe Mutter, ist Gott Vater überall —?“

Mama bejahte es, sichtlich gefaßt, solches Begehren entweder klar beweisen zu müssen, oder der Knabe würde versuchen, unterm schmerzenden Dach seiner Frage noch hundert kleinere Probleme unterzubringen: „Ist Gott Vater auch im Hause? Womöglich in meinem Zimmer? In der Luft? Gar hier auf dem Tisch? Augenblicklich jetzt, daß er uns sehen kann —?“

Die Mutter nickt immerzu, bestätigte alleweil und allenthalben, bald nach dem müden Kopfe fassend, der schon dröhnen wollte. Als der Knabe von neuem anhub, den Vorwitz galoppieren zu lassen, mahnte ihn die gepönelte Frau: „Nun stille. Und artig sein. Sonst kommt Gott Vater ans Bett und droht mit dem Finger!“

Kurts Augen wurden schmal. Dann weiteten sie sich abermals, größer als vormem. Eines, ein Letztes begeherte der ewig suchende Kinderverstand noch zu erröndigen: „Ist Gott Vater auch in meiner Wasserflasche —?“

„Gewiß. Sicherlich.“

Mama legte den Finger auf den Mund, sanft und endgültig; und löschte das Licht, ging hinaus. Noch immer blendete der Vollmond durch die Stube. Kurt aber stand auf, kroch aus den Kissens, tappte durchs Zimmer, geradenwegs zur Wasserflasche, um sie fest, ganz fest mit einem Korken zu verschließen: „Ich will wenigstens in Ruhe schlafen können.“

Liebet die Kindlein, die schuldlosen.

Interview

(© Gulbransson)



Den hochberühmten Philosophen wollt' ich mir kürzlich einmal kooften, den, wie man staunend sich erzählt, nie Ärger und dergleichen quält.



Er saß auf einem Rohrgefäße in seines Gartens grüner Kühle . . .
„Ihr Trick?“ frag ich und hob den Hut.
— „Ad eins: ich wahre kaltes Blut.“



Ad zwei . . . „In diesem Augenblicke bestach ihn eine freche Mücke, worauf er, und nicht ohne Krach, den Strom der Weisheit unterbrach . . .



„Ad zwei — verzeihn Sie die Psychose — bedarf's der warmen Unterhose. Ich hab' sie leider momentan — da drüben hängt sie — bloß nicht an.“

Ratašofr

Unterschiede

(K. Heiligenstedt)



„Will das brave Hundi kein Zückerchen vom lieben Frauli nehmen?“
„Sprich doch vernünftig mit dem Tier — der Hund ist doch nicht dein Dagobert!“

Stadtbesichtigung

(R. Kriesch)



„Schau mal, Elli, interessante Fassade — tadellos erhalten — frühes 16. Jahrhundert!“

„Was, und damals gab's schon Maiglöckchenparfüm?“

Unser bayerisches Gemüt

Sie kennen sich nicht recht aus mit uns Bayern, sagen Sie. Sind wir nun graduas, derb, oder haben wir's a bisslert hinter den Ohren. Sie sagen, wir seien manchmal bestrickend liebenswürdig und aufgeschlossen, könnten aber auch fetzensgrob sein. Und es ist Ihnen sogar schon aufgefallen, daß wir uns mitunter ganz gern dümmere stellen als wir sind. Ja, was für ein Charakter wir haben, läßt sich halt nicht so auf einen Anlieb sagen. Wis san ma denn eigentlich? Hm, es gibt halt unter uns solchene und andere. Freilich, so gewisse Sachen können Sie nur bei uns erleben und nirgends anderswo. Und sowas wird dann auf alle Fälle hundertprozentig bayerisch sein. Das Häusl in Oberbayern, in dem ich Sommer über wohn', das ist auf der einen Seite frisch runtergeweißt und hat ein paar neue Ziegeln auf'n Dach droben. Das hat seine Bewandnis. Es hat nämlich bei uns amal a bisslert brennt. Wir haben's im Nu gelöscht gehabt, das Feuer. Aber ein Schrecken ist's doch gewesen. Dieses Häusl hat fröhers einem Zimmermann gehört, dem alten Bichlberger. Der hat sich's selber baut und hat im Parterre gewohnt. Ich war immer

schon im ersten Stock oben. Leider hat dem alten Bichlberger sein langgewünschtes Häusl kein Glück gebracht. Sechszundzwanzig Jahr ist er verheiratet gewesen und hat sich mit seiner Familie allerweil gut vertragen. Bis das Häusl fertig war und er eingezogen ist. Von da ab war's, wie wenn der Teufel in die Familie hineingefahren wär. Angegangen ist's damit, wer bei den zwei Parteien im ersten Stock die Miete kassieren darf, er oder sie. Er ist eben nach dem Kassieren allerweil gleich zum Wirt übergangen. Aber das war bloß der Anfang. Die Streitereien sind immer ärger geworden. So fleißig er war, so grob hat er sein können. Schließlich ist die Frau mit den Kindern fort und er hat laut Gerichtsurteil monatlich 65 Mark an sie zahlen müssen. Können Sie sich vorstellen, mit welcher Begeisterung das alte Bichlberger getan hat. Lang hat's nicht gedauert, dann ist er mit der Zehlerel zurückgeblieben. Sie ist ihm aufgesessen, wo sie können hat. Er hat sich revanchiert, wo's möglich war. Alle zwei sind wahrscheinlich getötet worden. Bei ihm hat's Klagen und Lohnpfändungen nur so gehagelt und den Gerichtsvollzieher haben sie ihm geschickt. Zu guter Letzt ist's zur Zwangsvollstreckung gekommen. Die Frau, der die Hälfte von dem Häusl gehört

hat, die hat sich jetzt die andere Hälfte ein-gesteigert und hat dem Alten einen Räumungs-befehl zustellen lassen.

Jetzt ist der stocknarrisch geworden. Er muß aus seinem eigenen Häusl raus, ihm gehört auf einmal gar nichts mehr! Wie ein Tiger ist er in der Wohnung auf und ab. Alles gute Zureden hat nichts geholfen. „Wenn mir mei Häusl nimmer gehört, na soll die ander aia nix ham.“ Und am andern Tag in der Früh um sechs Uhr legt er Feuer und fährt mit dem Radl zur Gendarmarie nach Hagling nüber. Aber bevor er aufs Radl aufgestiegen ist, hat er zu mir und zu meine Nachbarn eine Handvoll Steindl aufgeworfen. Ich steig vom Bett raus und geh ans Fenster hin, um zu schauen, was los ist. Da steht der Bichlberger auf der Straß unten und schreit rauf: „Macht's daß rauskummt! Ihr werd's scho entschuldigen, daß i mein Häusl o'zündt hab.“ Was wir Bayern für einen Charakter haben, das kann ich Ihnen wirklich nicht auf einen Anlieb sagen. Und Brandstiftungen in der Wut oder aus Rache, das gibt's wahrscheinlich überall amal. Aber daß ein Brandstifter, so rabiat er ist, die Louis aufweckt und sich entschuldigt, sehen S, so wenig kann man, glaub ich, doch bloß bei uns erleben.

W. L. Kristl



(M. Schmetz)

Das seltsame Kunstwerk

VON ANTON TSCHECHOW

Ein in die „Börsen-Nachrichten Nr. 225“ eingeschlagene Et- was unter dem Arm, betrat Sascha Smir- now, seiner Mutter einziger Sohn, mit süß- sprechlicher Miene das Sprechzimmer Doktor Koschelkows.

„Ah, lieber junger Mann!“ begrüßte ihn der Arzt. „Nun, wie geht es uns? Was haben Sie mir Schö- nes mitzubringen?“ Sascha binzelte, legte die Hand aufs Herz und sagte mit aufge- regter Stimme: „Einen Gruß von meiner Mutter, Iwan Ni- kolajewitsch, und sie läßt Ihnen danken ... Ich bin Mutters ein- ziger Sohn, und Sie haben mit das Leben gerettet ... haben mich von einer gefährlichen Krankheit kuriert, und ... und wie belde wissen nicht, wie wir es Ihnen danken sollen.“

„Schon gut, junger Mann!“ unterbrach ihn der Arzt gerührt. „Ich habe nur getan, was jeder andere an meiner Stelle getan hätte.“

„Ich bin Mutters einziger Sohn ... Wir sind arme Leute und selbstverständlich nicht in der Lage, Ihnen Ihre Bemühungen zu vergüten, und ... das ist uns sehr peinlich, Herr Doktor ... Nichtsdesto- weniger ... aber ... nebenbei bemerkt ... möch- ten meine Mutter und ich ... Mutters einziger Sohn ... inständig bitten, als Zeichen unserer Dankbarkeit ... dies hier anzunehmen ... Es ist ein sehr kostbarer Gegenstand, aus antiker Bronze ... ein seltsames Kunstwerk.“

„Wie überflüssig!“ bemerkte der Arzt etwas verdrießlich. „Wozu das nur?“

„Nein, Sie dürfen es bitte nicht ausschlagen“, stammelte Sascha weiter, während er das Paket zu öffnen begann. „Sie würden mich und meine Mutter durch eine Ablehnung kränken ... Es ist ein sehr schönes Stück ... aus antiker Bronze ... Es stammt noch von meinem seligen Vater, wir haben es als kostbares Andenken aufbewahrt ... Mein Vater kaufte nämlich Antikbronzesachen auf und verkaufte sie an Liebhaber ... Auch meine Mutter und ich befassen uns jetzt damit ...“

Sascha packte den Gegenstand ganz aus und stellte ihn feierlich auf den Tisch. Es war ein kunstgewerblicher Erzeugnis, ein Kandelaber mittlerer Größe aus antiker Bronze. Er stellte eine Gruppe dar: auf einem Sockel standen zwei weib- liche Gestalten in Evaskostüm, in Stellungen, zu deren Schilderung es mir sowohl an Kühnheit wie auch an geizigem Temperament gebräuhet. Die Gestalten lächelten kokett, sie blickten schamlos aus, als ob sie ... wäre nicht der Leuchter zu stützen gewesen — am liebsten von dem Sockel herabgehüpft wären und eine derart wilde Orgie im Zimmer vollführt hätten, daß schon allein dies sich vorzustellen, werter Leser, unschicklich wäre. Der Arzt betrachtete das Geschenk eine Weile, kratzte sich hinter dem Ohr, stieß einen Seufzer aus und putzte sich unentschieden die Nase.

„Ja, in der Tat, ein herrliches Stück“, murmelte er, „aber ... wie soll ich es ausdrücken ... sozusagen ... etwas zu wenig salomonisch ... Das ist ja schon kein tiefer Halsausschnitt mehr, sondern weiß der Teufel was ...“

„Aber wieso denn?“

„Selbst die Schlange im Paradies hätte als Ver- führerin nichts Garstigeres ersinnen können ... So eine Ausgeburt der Phantasie auf den Tisch zu stellen, hieße ja die ganze Wohnung verschandeln!“

„Was Sie für eine merkwürdige Einstellung zur Kunst haben, Herr Doktor!“ bemerkte Sascha ge- kränkt. „Das ist doch ein Kunstwerk! Schauen Sie: soviel Schönheit und Anmut, daß ein Gefühl der Ehrfurcht die Seele erfüllt und Tränen der Erlösung einem den Atem benehmen! Wenn man etwas

so Schönes ansieht, vergißt man alles Irdische ... Schauen Sie nur, dieser Schwung, diese diffuse Leichtigkeit, diese Ausdrucksfülle!“

„Das alles verstehe ich sehr gut, mein Lieber“, unterbrach ihn der Arzt, „aber ich bin doch Familienvater, meine kleinen Kinder laufen hier herum, es kommen auch Damen her.“

„Gewiß, wenn man es vom Standpunkt der breiten Masse betrachtet“, sagte Sascha, „so stellt sich einem dieses hochkünstlerische Stück natürlich in einem anderen Lichte dar ... Aber seien Sie doch über die Masse erhaben, Herr Doktor, um so mehr, da Sie durch eine Ablehnung mich wie auch meine Mutter tief betrüben würden. Ich bin Mutters ein- ziger Sohn ... Sie haben mir das Leben gerettet ... Wir geben für Sie unser liebstes Stück her, und ... und ich bedauere nur, daß wir nicht einen zu dem gleichen Leuchter besitzen, um die Gas- nitur komplett zu machen ...“

„Danke schön, mein lieber Junge, ich bin Ihnen sehr dankbar. Grüßen Sie Ihre Mutter. Aber Sie werden es doch, bei Gott, selber einsehen: bei mir laufen hier kleine Kinder herum, es kommen auch Damen her ... Na, übrigens, lassen Sie es mitnehmen, daß ich kann es Ihnen nicht klar- machen!“

„Da gibt es auch gar nichts klarzumachen“, sagte Sascha erfreut. „Sie stellen den Kandelaber hier hin, hier dicht neben die Vase. Wie schade, daß das Gegenstück fehlt! Zu schade! Auf Wieder- sehen also, Herr Doktor!“

Als Sascha fortgegangen war, betrachtete der Arzt lange den Leuchter, kratzte sich hinter dem Ohr und überlegte.

„Unbestreitbar ein vortreffliches Stück“, dachte er,

Der Siebenstropher zum fröhlichen Leben

VON WILHELM MEYER

Wir wissen nicht, wann es uns trifft.
Wir sind in Rebel hingekellert.
Wir fragen wohl: Wann wirst du, Ost?
Wir fragen wohl: Wann liest du, Welt!

Doch feiner, dem je Antwort wird.
Kein einziger, der bei Stunde fernt.
Du feiner ihr Gewicht entschwirrt
Und rennt in die Tiefe rennt.

Auch ich weiß meine Stunde nicht.
Doch schaffst mir das nur wenig Rot.
Ich küsse, liebe, dein Gesicht!
Ich trink dich, Wein! Ich eh dich, Brot!

Satt will ich auf die Wanderstoft
Und nicht als bürres Sungenbein.
Paddt mich bei Tobd gepannte Kraut,
Soll's mitten aus der Fülle sein!

Du, der du liebst die Obidität
Als letzten Abgang meiner Welt,
Auch du weißt nicht, wann dir das Licht
Aus flammgeordneten Fingern fällt.

's kann heute sein, 's kann morgen sein,
Daß dich zertrübt der bunfte Erich.
Drum esse Brot, drum trink Wein
Und, was die Liebe angeht, mach's wie ich!

Derstöhnende dich und sprichst nicht!
Schau an den Baum im Sundeböckhof.
Der unter seinen Blüten brüht!
Vieleicht blüht er das letzte Mal!

viel zu schade, es wegzuerfen ... Aber behal- ten — das wäre unmöglich ... Hml ... Eine schwe- rige Frage? ... Wem könnte ich es nur schenken oder stiften?“

Nach einiger Überlegung erinnerte er sich eines guten Freundes, des Rechtsanwalts Uchow, in dessen Schuld er für eine Prozeßführung stand. „Ganz ausgezeichnet!“ entschied sich der Arzt. „Es ist ihm peinlich, als Freund Geld von mir zu verlangen, doch wäre es sehr anständig, wenn ich ihm dieses Ding zum Geschenk machte. Ich will mal dieses Teufelzeug ihm schenken! Es trifft sich gut, daß er ein Junggeselle und ein Leicht- sin ist ...“

Ohne die Angelegenheit erst auf die lange Bank zu schieben, zog sich der Arzt um, nahm den Leuchter und fuhr zu Uchow.

„Guten Tag, Herr Freund!“ sagte er zu dem Rechtsanwalter, den er glücklicherweise zu Hause antraf. „Ich komme zu dir, mein Junge, um dir für deine Bemühungen meinen Dank abzustatten ... Wenn du schon kein Geld verlangen willst, so nimm wenigstens dieses Säckelchen an ... Schau mal her, mein Junge ... Ein Prachtstück, dieses Säckelchen!“

Als der Rechtsanwalt das Säckelchen erblickte, geriet er in ein unbeschreibliches Entzücken. „Schau mal einer an!“ sagte er lachend, „Teufel, Teufel! Da gehört sich was dazu, sich so was auszuzeichnen! Herrlich! Entzückend! Wo hast du das reizende Ding nur her?“

Nach diesem Begeisterungsergüß jedoch war der Rechtsanwalt einen scheuen Blick auf die Tür und sagte:

„Nur muß ich dich bitten, mein Lieber, dein Ge- schenk wieder einzupacken. Ich kann es nicht annehmen ...“

„Warum denn nicht?“ fragte der Arzt erschrocken. „Darum ... Meine Mutter kommt nämlich manch- mal her ... Und dann: meine Klienten ... Auch mühte ich mich vor dem Dienstmädchen schämen.“

„Nein, nein, nein ... Unterst dich nicht zu verzichten!“ sagte der Arzt händelutend. „Das wäre eine Schwärmerlei von deiner Seite! Das Ding hat Kunstwert ... Dieser Schwung! ... Diese Ausdrucksfülle! ... Ich lasse mich auf gar keine Auseinandersetzungen ein! Du würdest mich be- leidigen!“

„Wenn es wenigstens etwas vertuscht wäre oder feigenblätchenhaft gehetzt wäre ...“

Aber der Arzt fühlte nur noch Ärger mit den Händen, schwang sich mit einem Satz aus der Wohnung Uchows hinaus und fuhr nach Hause, zu- frieden darüber, daß es ihm geüclt war, das Geschenk loszuwerden ...

Als der Arzt fortgegangen war, sah sich der Rechtsanwalt den Leuchter genau an, betastete ihn von allen Seiten und zerbrach sich, ebenso wie es der Arzt getan, lange den Kopf, was er mit dem Geschenk anfangen könnte.

„Ein herrliches Stück“, überlegte er, „viel zu schade zum Fortwerfen, es aber im Hause zu behalten wäre unschicklich. Das Ding wäre, schuldig irgend jemandem zu schenken ... Jetzt hab ich's: diesen Leuchter werde ich heute abend dem Komiker Schachkin verehren. Diese Kanalle liebt solche Dinge, auch trifft es sich sehr gut, daß er heute gerade Benefizvorstellung hat ...“

Wie gesagt, so getan. Am Abend wurde der sorg- fältig verpackte Leuchter dem Komiker Schachkin- verehrt. Während der ganzen Abendvorstellung wurde die Garderobe des Komikers von Manns- bildern gestürmt, die das Geschenk zu bewundern kamen; in dem Umkleideraum herrschten ununter- brochen ein begeistertes Stimmengewirr und ein Gelächter, das wie Pferschwelcher Klang. Jades- mal aber — wenn eine Schauspielerin an die Tür trat und fragte: „Darf ich einsteigen?“, vernahm sie sofort die heisere Stimme des Komikers: „Nein, nein, meine Liebel ich bin noch nicht an- gekleidet!“

Nach dem Schluß der Vorstellung sagte der Komiker immer wieder unter Achselzucken und ratlosen Gebärden: „Wo soll ich das abscheuliche Ding nur hintun? Ich habe doch eine Privatwohnung! Zu mir kom- men manchmal Schauspielerinnen zu Besuch! Das ist



„Verzeihung, Fräulein, Sie wissen bestimmt, wo hier das christliche Hospiz für junge Seemannler ist.“

DIE GROSSE DÜRRE

Von Bruno Manuel

Einer meiner Bekannten hat am Fuß der Schweizer Berge eine Wiese und mich den Sommer über eingeladen. Die Wiese liegt in einem Tal, um das die Wolken einen Bogen machen. Seit Wochen fiel kein Tropfen Regen.

Regen muß aber sein. Sonst vertrocknet die Wiese. Da ich mal etwas vom Wetterschießen gelesen habe, machte ich meinem Bekannten die Vorzüge dieses Verfahrens plausibel. Ich nahm aus seinem Bücherschrank den kleinen Brockhaus, Band II, Laaland—Zytoplasma — und las:

„Das Wetterschießen wird in gebirgigen Gegenden häufig angewendet. Schon Albert Stiger hat im Jahre 1876, um Regen zu erzeugen, Kanonenschüsse abgefeuert.“

„Was Albert Stiger kann, können wir auch“, sagte mein Bekannter mit erwachendem Eifer. „Gib mal her das Buch.“

Er klemmte den Zeigefinger in die offene Seite und lief hinüber zu dem Hauptmann der Gebirgsartillerie, die dort gerade eine Übung abhielt.

„Herr Hauptmann“, flehte er, „Sie haben es in der Hand, der Trockenheit ein Ende zu machen. Sie brauchen nur einmal kräftig zu schießen.“

„Mensch, sind Sie des Teufels! Mitten im Frieden!“

„Ich meine, bloß in die Luft. Sehen Sie mal, hier.“ Mein Bekannter präsentierte ihm das Buch. Der Hauptmann las: „Schon Albert Stiger hat im Jahre 1876 ...“

Ihm schien das einzuleuchten.

„Wetterschießen gehört zwar nicht zu den Obliegenheiten der schweizerischen Gebirgsartillerie“, behauptete er, „doch will ich Ihnen ausnahmsweise den Gefallen tun. Wir werden die Sache in die Wege leiten.“

Folglich stiegen kurz nach Mitternacht sechs Kanoniere samt drei Mauleseln auf den Gipfel des höchsten Berges. Denn Wetterschießen erfolgt von einem hohen Punkt aus.

Den Mauleseln war eine Haubitze aufgehaßt, während die Kanoniere mit der Absicht umgingen, kraft ihrer zehn Übungsgranaten Regen zu verursachen.

Der Himmel, der anscheinend ein Vorurteil gegen Wolkenbildung hatte, strahlte unvermindert in nächtlicher Bläue. Gegen Morgen ging mit staunenswerter Zuverlässigkeit die Sonne auf. Den Kanonieren, die noch immer am Aufstieg waren, traf der Schwweiß. Die Esel keuchten.

Als man jedoch die Zweitausendmetergrenze überwinden hatte und eine Pause machte und während dieser Pause in den Himmel starrte, zogen wider alles Erwarten Wolken auf. Sie kamen mit pedantischer Genauigkeit aus Westen — einer Gegend, wo in früheren Zeiten Regen herkam.

Auch ein verdächtiger Wind machte sich zwischen den Felswänden breit.

Die Kanoniere kraxelten unbesonnen weiter. In zweitausendfünfhundert Meter machte die Sonne zum ersten Male den Versuch, sich hinter Wolken zu verkrüchen. Die Kanoniere waren sichtlich enttäuscht. Sie fühlten sich um den Lorbeer ihrer mühevollen Aufgabe betrogen. Sie lächelten finster. Im übrigen kraxelten sie weiter.

Bei zweitausendsechshundert Meter fielen

Tropfen richtigen Regens. Ihnen folgten neue Tropfen, denen wieder welche folgten. Die Tropfen waren von einer Nässe ohnegleichen. Sie kamen auch ins Tal hinab und auf die ausgedröckte Wiese meines Bekannten, die ganz deutlich danach leckte.

Er hielt es für den Erfolg des Wetterschießens und jubelte. Dann hüllte er sich in seinen Regenmantel, der durch die lange Trockenheit ganz hart geworden war und meinte, er werde mal aus Dankbarkeit den Hauptmann zu Mittag einladen. Darüber jubelte auch ich, weil es dann etwas Besseres zu essen gab.

Als die Kanoniere endlich auf den Gipfel angekommen waren, goß es in Strömen. Sie taten, als merkten sie das nicht. Dienstlich war der Regen für sie nicht vorhanden. Außerdem konnte ja unten die Sonne scheinen: Sie schnallten den Mauleseln die Kanone ab und machten sie schußfertig. Sie schoben ein Geschöß in den Lauf und zielten senkrecht in den Himmel. Sie bemühten sich, eine Stelle zu treffen, an der die Wolken weniger dicht waren. Da es aber eine solche Stelle gar nicht gab, schossen sie einfach drauf los.

Sie rechneten mit einer erheblichen Steigerung des Regens und trafen Vorbereitungen, dem ärgsten Wolkenbruch zu widerstehen. Sie hüllten sich in wasserdichte Leinwände und stellten die Esel unter ein Zeltdach.

Auf den ersten Schuß erfolgte eigentlich nichts. Zumindest kein Wolkenbruch. Es regnete einfach weiter. Nun ballerte ein zweiter Schuß. Dann ein dritter und vierter.

Das Echo der Kanonade sank ins Tal hinab und an das Ohr meines Bekannten, der sich sehr dar-

Im Labor

(E. Thöny)



„Meinen Glückwunsch, Herr Geheimrat, zu diesem Erfolg!“ — „Danke, lieber Kollege — keine Besonderheit. Die Wissenschaft behält immer recht, sobald das Leben sich nach ihren Lehrsätzen richtet.“

über wunderte, daß zuerst der Regen und hinterher die Schüsse fielen.

Ich führte es auf die mangelhafte Geschwindigkeit des Schalles zurück, von der wir in der Schule gelernt haben, daß sie in der Sekunde nur dreihundertdreißig Meter beträgt.

„Das wird schon seine Richtigkeit haben“, sagte

ich, „denn wie wir aus der Physik wissen, ist es mit dem Schall eine ziemlich trödlige Wirtschaft.“

Was mein Bekannter dann auch einsah. Aber es hatte mit den Schüssen noch eine Eigentümlichkeit. In irgendeinem verborgenen Hinterhalt scheint es ein anderes Naturgesetz zu geben, wonach man mit zehn Übungsgranaten einen

Regen auch stoppen kann. Schon beim achten Schuß stoben die Wolken fluchtartig auseinander. Beim neunten fiel kein Tropfen mehr. Und beim zehnten brach die Sonne aus dem restlichen Gewölk.

Worauf die Kanoniere in treuer Pflichterfüllung nach Hause gingen.

Menagerie von oben

(Fr. Bilek)



„Ein Bruder in Not“

Von Paul Westergaard

Kürzlich hatte ich ein denkwürdiges Erlebnis. Ich schlenderte gemächlich die Straße entlang, als plötzlich eine Stimme von oben mir nachrief: „Pst! Sie da! Pst! Hallo, Herr!“ Ich blieb stehen und blickte an der Fassade des Hauses hinauf. Aus einem Fenster im zweiten Stock lehnte sich ein kleiner, kahlköpfiger Mann heraus und winkte mir zu. „Kommen Sie mal rauf! Kommen Sie mal rauf!“ „Ja, aber was soll ich denn da?“ fragte ich erstaunt, da ich ihn gar nicht kannte. „Kommen Sie herauf. Ich will Ihnen etwas ganz Lustiges zeigen.“ Der kleine Mann winkte weiter. Da einem ja nicht alle Tage etwas Lustiges geboten wird, betrat ich also nach kurzem Zögern das Haus, in dem der sonderbare Herr wohnte. Er empfing mich auf dem Treppnflur vor seiner Korridor tür. „Willkommen, mein Herr, herzlich willkommen. Bitte, treten Sie näher. Sehen Sie jene Tür dort? Sie gehört zu dem sonst unbewohnten Mädchenzimmer. Und nun — wenn Sie gefälligst einmal durch das Schlüsselloch blicken wollen...“ Ich hockte mich nieder und guckte durch das Schlüsselloch. Was ich dort sah, überraschte und belustigte mich in der Tat. In der Mitte des Zimmers saß eine beliebte Dame mittleren Alters und blätterte gelangweilt in einem Buche. Um sie herum standen hochaufgetürmt Keksbüchsen, Butter- und Käseglöckchen, eine Brotschneide-

maschine mit verschiedenen Laiben Brot, Wurstbelag in Hülle und Fülle, eine Käsekeule, Gläser mit eingemachten Früchten, ferner eine Anzahl Bierflaschen, drei Flaschen Himbeersaft und eine mit Aquavit, während im Hintergrund eine Unzahl von Kaffeesservicen, Terrinen und Bratenschüsseln, Saucenkannen, tiefen und flachen Tellern usw. usw. sichtbar war. Ich wandte mich vom Schlüsselloch wieder ab und richtete mich auf. „Was, in aller Welt, soll das bedeuten?“ Der kleine Mann lächelte verlegen. „Die Dame da drinnen ist meine Frau.“ „Haben Sie sie denn eingesperrt?“ „Nein, sie selber hat sich eingeschlossen.“ „Aber all die Käseglöckchen, die Bratenschüsseln, die Brotschneidemaschine, die vielen Bierflaschen...?“ „Das hat sie alles selber dorthin geschafft. Nicht eine winzige Brotkrume ist sonst in der ganzen Wohnung zu finden. Alles hat sie zu sich ins Zimmer genommen und dann hinter sich abgeschlossen. Zwei Tage sitzt sie schon da drin.“ „Ja, aber wieso... weshalb... warum?“ „Weil wir uns gezankt haben.“ Der Mann lachte gezwungen. „Haha! Ist das nicht köstlich! Aushungern will sie mich! Hahahaha! Ich brauchte ja bloß in das nächste Restaurant zu gehen, dort kann ich mich satt essen, soviel ich will... haha... bloß in das nächste Restaurant gehen.“ „Ja, das sollten Sie unbedingt tun.“ Ich nickte und wandte mich zum Gehen. Aber da vertrat er mir den Weg. Er begann auf einmal zu flüstern, und seine Augen nahmen einen fliehenden Ausdruck an.

„Aber ich kann gar nicht ins Restaurant gehen, denn sie hat ja auch alles Geld an sich genommen. Ich kann mir gar nichts zu essen kaufen. Darum wollte ich Sie bitten, ob Sie mir nicht eine Kleinigkeit leihen könnten...“ „Nein!“, wehrte ich schroff ab, „ich habe selber kein Geld.“ „Sie können doch nicht so hartnäckig sein gegen einen Mitmenschen, der seit zwei Tagen nicht einen einzigen Bissen gegessen hat. Und sie will doch nicht nachgeben, obwohl ich ihmeloch gebeten und gebettelt habe... Wenn Sie mir freundlicherweise bloß mit 10 Kronen aushelfen würden, ich...“ Der kleine Mann winselte jetzt beinahe. Aber ich schob ihn beiseite und ging meiner Wege. Ein erbärmlicher Wicht, der er war, hat er seine Strafe gewiß verdient. Als ich auf die Straße hinaustrat, stand er am Fenster und schimpfte mir nach. „Ein schlechter Mensch, ein Lump, ein Stroch, wer seinen Bruder in der Not im Stich läßt!“ Da erblickte er einen anderen, der in der entgegengesetzten Richtung daherkam. Ihn winkte er jetzt und rief ihn an. Doch den anderen mußte er wohl schon einmal zu sich heraufgelockt haben; denn der blickte hinauf, schüttelte abwehrend den Kopf und ging weiter. Als ich um die nächste Straßenecke bog, sah ich den kleinen kahlköpfigen Mann noch immer im Fenster liegen und hörte ihn unentwegt kraxelnd. „Seit zwei Tagen keinen Bissen mehr... Ein schlechter Mensch, ein Lump, ein Stroch, wer den Bruder in der Not im Stich läßt!“

Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Werner Kletig.

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. NÜCK)



Lebhaft Lämmlein schaute höflich zum Fenster hinaus und sah zu, wie die Witwe Bollmann — eine noch rüstige Frau mit lieblichen Rundungen — Wäsche aufhing. Nach längerer Überlegung faßte er sich ein Herz, ging hinunter zu ihr und begrüßte sie. „Frau Bollmann“, sagte er etwas verlegen, „Sie sind eine Frau mit Herz! Sehen Sie mal, ich bin Junggeselle und brauche doch einen Menschen, der es gut mit mir meint. Ich wollte es Ihnen schon lange einmal gesagt haben, aber nicht jeder kann es so von sich geben. Frau Bollmann würde das ich hoffen dürfte?“ Frau Bollmann wurde nun auch lächelnd; verschämt stotterte sie: „Aber, Herr Lämmlein, das kommt mir alles so un erwartet, das muß man sich doch erst in Ruhe überlegen! Hat es nicht noch zu früh?“ „Eigentlich nicht“, meinte Leberecht, „ich brauche Sie so nötig!“ — „Mich?“ — „...Nein, meine willene Unterhose! Wenn Sie die noch mitwaschen würden, wäre ich Ihnen sehr dankbar!“

Geh! Ich da kürzlich durch die Straße eines Dorfes, dessen Bewohner, wie alle Jungs Landstrichs, sich durch eine außerordentliche Festigkeit des Gemütes auszeichnen. Die Sonne knallt auf eine saubere Hofstatt, die ich soeben passiere, als ein Fenster aufgerissen wird und eine weibliche Stimme erschallt: „Kathrine komm rel, d' Großmutter Isch geschtorb!“ Ihn ward die ruhige Antwort: „I muß grad no d' Hiehnner fiedern, wenn I d' Hiehnner gliedert (gefüttert) hau, kom I nelli, nou briele (weinen) mer zamm!“

Gern stöbere ich in den Bücherkarren, die in Berlin an den Straßenrändern stehen und ihren bunten Inhalt feilbieten. Magazine liegen dort neben religiösen Erbauungsbüchern — Poccis Kasperspiele neben Sexus Sexualtheorie — Schiller neben Goethe. Aber da muß man schon Glück haben, wenn man zwei Bücher so geordnet vorfinden will. Ich entdeckte Falladas, „Wolf unter Wölfen“, den zweiten Band. „Das Werk würde ich gern nehmen“, sagte ich, „wo ist denn der erste Band?“ Der Bücherkarrenmann antwortete: „Den ersten Band habe ich einzeln verkauft. Aber wenn Sie den zweiten nehmen, erzähle ich Ihnen, was im ersten steht.“

Mein Freund Josef Robert suchte eine Sommerwohnung. Abseits vom Strom der Reisenden, in

einer stillen Gegend. Und billig sollte sie auch sein.

Auf seine diesbezügliche Zeitungseinschaltung erhielt er einen Brief, der ihn seinen Biederkeit wegen reizte, weshalb er sich kurzentschlossen auf die Bahn setzte und das stille, ruhige Plätzchen aufsuchte.

„Alsdann“, sagte der Wirt, meinem Freund das in Frage kommende Zimmer zeigend, „das war das Zimmer!“

„Sie, Herr Wirt“, meinte mein Freund verduzt, „ganz wie ein Wilder will ich denn doch nicht leben... wenn ich auch eine ruhige Gegend vorziehe... Sie scheinen meine Annonce nicht verstanden zu haben! Ich hab ausdrücklich annonciert, daß ich ein Zimmer mit Bequemlichkeit suche!“

„Da fehlt bei unsnix!“ versetzte der Wirt und schob mit der Stiefelspitze etwas unter dem Bett herum, was einmal einen Henkel gehabt hatte, „Is eh da de Bequemlichkeit!“

Wer sein Radio reparieren läßt, will die Musik nicht missen. Der leere Fleckerl störte Emil. Daher bat er:

„Können Sie mir nicht inzwischen einen Ersatz-apparat leihen?“

Der Radiohändler bedauerte: „Das widerspricht unseren Vorschriften. Ich habe aber einen alten Grobträger, der bläst Posade, wenn Sie ihn inzwischen auf die Kommode setzen wollen?“

Auf den Film kommt es an:

Verlangen Sie deshalb ausdrücklich

Isopan
Feinkorn Film
Eine Grain in Grain

8 Aufl. 6x9 RM 1:-

Feinkörnig • Hochempfindlich

Sindol
mit der überausweichenden Schmelze
schmerzstillend und wirkungsvoll

Kraftperlen des Lebens (Männer)
gegen vorzeitige Schwäche, Nervenleiden - 100 Tabletten RM 5.70. Näheres kostenlos verschlossen. Umstätter, Leipzig C 1, Postf. 153/9

Wenn Kinderbesuch kommt geben Sie einmal Quark-Krem mir Früchten

1/2 l Milch, 75 g (3 gehäufte Eßl.) Zucker, 1 Däckerl Dr. Oetker Dabblingpulver Vanille-Gefärbt, 6 Eßl. Udofer zum Anrühren, 1 Ei, 250 g Quark, 2-3 Eßl. Milch, einige Tropfen Dr. Oetker Backpulver Zitronen, 500-750 g gezeuhtes rohes Obst.

Repursan Das bewährte Hormonpräparat vorzeitig Schwäche

Rat-Haar-Haut Kränke

Schlanker? Elastischer? Straffer? Ja!

Gummilakt Gummilakt ist ein in 11 Jahren bewährtes Füllmittel aus hochwertigem Kautschuk aus dem Schweizerland. Gummilakt ist ein in 11 Jahren bewährtes Füllmittel aus hochwertigem Kautschuk aus dem Schweizerland.

Vollendet schöne Büste

Ultraform Angew. u. Sold. Medizin

MANNERN

Schlank

Man bringt die Milch mit dem Zucker zum kochen, nimmt sie von der Herdplatte, gibt das mit Eigelb und Udofer verquerte Dabblingpulver unter Rühren hinein und läßt nur einige Minuten aufkochen. Das zu tiefem Schweiß gefühlene Quark rührt man nach dem Kochen unter dem nach heißen Dabbling. Der Quark wird durch ein feines Sieb gefiltert, mit der Milch glatt gerührt und mit dem Backpulver und dem Dabbling gut gemischt. Das Obst gibt man in eine Glasform oder in kleine Gläser, füllt den freier darüber und läßt ihn erkalten. Da Quark leicht fäuert, muß die Speise frisch gegessen werden. **Büste auscheiden!**

Dr. Oetker Puddingpulver

Schwachen Männern

Gratis

Neue Kraft und Lebensfreude

Geschlechtlichen

Kraft-Tabletten

Einiger unter Hunderttausend

Oschornbräu Bierhallen

MÜNCHEN Neuhäuserstr. 11

PÄCHTER: Fritz Bergmüller

Behaglicher stilvoller Aufenthalt. Fachmännisch gepflegte Biere. Ausgezeichnete preiswerte Küche.

Auf der Fahrt ins Blaue

PHOTO-PORST

Nürnberg-O. N. O. 66

Heimat der Kunst

(Wilhelm Schulz)



Was Sinn und Herz erhebt,
wächst sacht und läßt sich Zeit.
Im Winkel sigt's und webt
an seinem Wunderkleid.

Wie oft schon kam die Kunst,
von Licht und Schönheit schwer,
aus kleiner Städte Dunst
und stillen Gassen her!

O.